Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 1

Artikel: Dem Leben entgegen

Autor: Alexander, Friedrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633497

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einer Kahnfahrt den „Wohlensee“ hinunter, zum Erlebnis geworden ist. Er gewinnt sich damit gleichzeitig das neueste

Ein Zimmermann-Vorarbeiter.
(Aus „Von großer Arbeit“. Verlag A. Francke, Bern.)

Erzählbuch von Tavels, das dazu noch von vollwertigen Künstlern prachtvoll illustriert ist. H. B.

Dem Leben entgegen.

Eine Silvestererinnerung von Friedrich Alexander.

Es war in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr. Ich fuhr an einem hellen Wintermorgen am See hinauf den Bergen zu. Der Anlaß zu dieser Reise war etwas ungewöhnlich. Er lag in einem Briefe, den ich kurz zuvor erhalten hatte. Ich hielt das Schreiben in der Hand und las es wieder.

„Verehrter Herr! Können Sie sich noch erinnern an eine junge Dame, mit der Sie vor Jahren studierten. Claire G.... Die Mutter schreibt Ihnen diese Zeilen, weil die Tochter dringend darum bittet. (Vielleicht erinnern Sie sich auch noch meiner selbst. Sie waren ja gelegentlich unser Gast. Ich besinne mich noch gut auf Sie.) Wir haben bei der Redaktion der „.. Rundschau“, in der Sie Ihre Arbeiten veröffentlichen, uns nach Ihrer Adresse erkundigt und gefragt, ob Sie wohl identisch seien mit dem Herrn, den wir meinen. Wenn Sie es nun wirklich sind, dann haben Sie vielleicht die Güte, uns den Empfang dieses Briefes telegraphisch zu bestätigen, damit wir aus unserer Ungewißheit erlöst werden.

Meine Tochter hält sich hier in Arosa in einem Sanatorium auf. Sie ist auf der Lunge zwar nur leicht angegriffen, aber dennoch ist sie so krank, daß wir letzte Befürchtungen hegen müssen. Der Arzt steht vor einem Rätsel. Er spricht die Vermutung aus, daß unsere Tochter seelisch schwer leiden müsse, sich innerlich nicht mehr zurechtfinde und darunter zusammenbreche. Ich frage mich immer, wie ist denn das möglich? Claire schweigt und leidet. So stehen wir tatsächlich unter dem Eindruck, daß sie eine Last in sich trägt, die sie erdrücken will.

Da Sie nach Abschluß Ihrer Studien noch eine Zeitlang mit meiner Tochter korrespondiert hatten, wissen Sie wohl von ihrer Verheiratung. Leider war es eine unglückliche Ehe. Die jungen Leute verstanden sich nicht. Unsere lebensfrische, schöne Claire welkte hin und wurde ein müdes, krankes, zerbrochenes Menschenkind. Sie kam wieder heim zu uns, und da sie unter keinen Umständen zu ihrem Mann zurückkehren wollte, wurde die Ehe geschieden. In dem Zustand Claires trat dennoch keine Besserung ein. Es kam so, wie es heute ist.

Kürzlich überraschte sie mich mit der Bitte, Sie zu suchen und zu bitten, Sie möchten hieher kommen. Und merkwürdigerweise schien von diesem Tage an die Apathie und die große Müdigkeit und Schwäche zu weichen. Warum Sie kommen sollen, weiß ich nicht. Das gute Kind öffnet sein Herz nicht einmal der Mutter. So hart und bitter muß das Leid sein! Ich habe mit dem Arzt davon gesprochen, und auch er bittet Sie herzureisen. Er glaubt nun an eine Wendung. Und nun können Sie, verehrter Herr, sich wohl denken, wie auch das Mutterherz hoffen und glauben möchte.

Nun kann ich Ihnen gar nicht sagen, aus welchen Gedanken und Gefühlen heraus Claire Ihren Besuch so dringend wünscht. Vielleicht wissen Sie mehr als ich von Ihrem früheren Verkehr her. Aber ich hoffe, daß Sie — wie dem auch sein möge — keinen Grund finden, die Bitte abzuschlagen. Wenn Sie, was ich nicht weiß, selber Frau und Kinder haben, dann können Sie sich wohl in meine Lage als Mutter versetzen und diesen Brief begreifen. Ich habe Angst um mein Kind, das einzige. Und darum bitte ich Sie nochmals herzlich und angelegentlich, wagen Sie es, unsern Wunsch zu erfüllen.“

Dieser Brief rief ein Stück schöner Vergangenheit in mir wach. Claire G.... und ich waren Studienfreunde gewesen. Wir hatten uns eifrig um Fragen der Kunst und Weltanschauung bemüht. Nach der Trennung, die mein Eintritt in den Lebensberuf mit sich brachte, hatten wir uns häufig geschrieben, nach Claires Verheiratung seltener.

Ein Taucher.
(Aus „Von großer Arbeit“. Verlag A. Francke, Bern.)

Schließlich hörte jeder Verkehr auf. Von Anfang an hatte ich dem klugen, schönen Mädchen eine starke Neigung ent-

gegengebracht. Aber meine Liebe war so sehr Verehrung, daß ich nie den Mut fand, zu reden. Es erstand mir nie eine Hoffnung auf ein Glück. Ich schwieg, kämpfte, litt und überwand. Aus dem Feuer wurde eine ruhige, reine Flamme, die nicht mehr erlöschen sollte. Es kam kein neues, tiefes Liebeserlebnis. Das war wohl der Grund, warum ich später nichts dazu tat, daß unser Verkehr aufrechterhalten blieb. Sie war die Frau eines andern, und vielleicht wäre in meinen Briefen, die rein freundschaftlich sein sollten, doch einmal ein Ton von dem durchgedrungen, was ich wirklich fühlte. Darum dünkte es mich klüger und ehrenhafter, ganz zu schweigen.

J. Volmar (1796—1865): Spukhaftes aus Bern-Altstadt. Die Utzigen-Kutsche.

Und jetzt rief mich Claire. So sehr mich ihr Schicksal bedrückte, durchbebte mich doch ein stilles, heimliches Glück. War einer längst begrabenen Sehnsucht jetzt doch noch Erfüllung beschieden?

So hatte ich denn ohne Zögern nach Arosa telegraphiert, daß ich an einem der nächsten Tage eintreffen werde.

Nun war ich auf der Reise. In Arosa wurde ich am Bahnhof von der Mutter erwartet. Wir erkannten uns auf den ersten Blick wieder. Ich ließ mir den Nachmittag über vieles, vieles erzählen und erzählte wieder.

„Und haben Sie nun irgend einen Gedanken, eine Ahnung, warum Claire Sie kommen ließ?"

Was ich dachte und glaubte, durfte ich nicht sagen, noch nicht sagen. „Ich bin genau so in Erwartung wie Sie", war meine Antwort.

Im Laufe des Abends gingen wir dem Sanatorium zu. Ich brachte einen Arm voll Rosen mit. Frau Claire war noch, was sie einst war, schlanke, liebliche Schönheit. Nur blaß und sehr, sehr müde. Aber dem Besuch zeigte sie lebhafte Aufmerksamkeit. Ich blieb zum Diner, und die Unterhaltung drehte sich die ganze Zeit über um unsere äußeren Schicksale.

Nach dem Essen waren wir allein.

„Nun wundern Sie sich wohl, warum ich nach Ihnen suchte und Ihr Kommen wünschte. Sie müssen mir helfen, daß ich wieder leben kann. Sie haben von meiner unglücklichen Ehe gehört. Ich bin daran zugrunde gegangen; ich verlor jeden Glauben an einen Sinn des Lebens. Eine andere hätte sich vielleicht das Leben genommen. Ich konnte es nicht. Ich kann nur langsam sterben, weil ich nicht mehr leben will. In den letzten Wochen habe ich zu schreiben begonnen, alles was ich durchlitten habe, früher und jetzt. Kürzlich las ich es wieder. Ich war betroffen und überrascht. Ich las die Blätter, wie wenn eine fremde Hand sie geschrieben hätte. Es gefiel mir und fesselte mich. Da blitzte es wie eine Hoffnung in mir auf. Hast du dich am Ende selber entdeckt? Kannst du schreiben! Hast du einen Lebensberuf gefunden? Hat dein armes, leeres Leben wieder einen Sinn? Wir haben, lieber Freund, früher viel Literarisches betrieben. Sie selber sind Schriftsteller und haben ein Urteil." Sie nahm von ihrem Schreibtisch einen Stoß Blätter und legte ihn vor mich hin. „Nun müssen Sie das lesen und mir sagen, ob etwas und was daran ist, ob ich wieder an mich glauben kann, ob mir da eine neue Zukunft ersteht."

„Tor!" dachte ich, „das ist also die Erfüllung. Sie will nicht dich, sie will den Literaten. Gut. Wir tragen auch das!" Aber reden mußte ich nun.

(Schluß folgt.)

Spukhaftes aus Bern-Altstadt.

Mitgeteilt von F. A. Volmar.

(Zu obenstehendem Bilde.)

Die Utzigen-Kutsche.

In stürmischen Nächten raste von Utzigen her nach Bern hinein die sogenannte „Utzigen-Kutsche". Zwei schwarze Hengste zogen das Fahrzeug, auf dessen Bock ein mit Postillonsmantel und -Hut bekleidetes menschliches Gerippe als Lenker saß.

Rückblick und Ausblick.

Zur Stunde, da die königlichen Truppen Italiens d'Annunzio aus Fiume vertrieben haben, da sich entschieden hat, ob der italienische Nationalismus die Regierung stürzen und damit die Sozialisten zur Revolution treiben werde, oder ob die Anhänger d'Annunzios ihn fallen lassen und sich der Regierung unterwerfen würden, lohnt es sich wohl, einen Rückblick auf die Ereignisse des vergangenen Jahres zu werfen. Dann ergeben sich wohl auch Ausblicke ins kommende politische Jahr.

Es war das erste Jahr des Völkerbundes, charakterisiert durch die Vorherrschaft der Entente, und in der Entente durch den Sieg des französischen Militarismus, aber auch durch die Lockerung dieser Gewalt. Die Aera des Völkerbundes wurde zugleich eingeleitet durch die Auseinandersetzung mit dem sich neu kristallisierenden osteuropäischen Imperialismus im Gewande des Bolschewismus.

Vor Jahrzehnten erschreckte Rußland die Welt mit der Idee des Panslawismus. Dieser Panslawismus versteckt sich nun hinter dem roten Mantel. Es gibt ein angebliches Testament Peters des Großen, das den Russen die Eroberung von Konstantinopel und damit die Weltherrschaft verspricht. Dies Testament ist nicht vergessen. Der Zarismus begründet sich in neuer Form. Das ungeheure Russenreich kann gar nicht anders als in straffer Zentralisation aufgebaut werden, was seinen Wirtschaftsverkehr und seinen Verkehr mit der